

Der Diskursbegriff erscheint als Inbegriff eines theoretischen Programms, das sich, wenn auch nicht umstandslos, in das durchaus heterogene Spektrum (post-)strukturalistischer Theorie einfügt. Diese Einordnung ist keineswegs unproblematisch. Zu unterschiedlich sind die verschiedenen Positionen, als dass sie sich unter ein vereinheitlichendes Zeichen eines Theorieprogramms subsumieren ließen. Am ehesten könnte man bei aller Vielfalt und Differenz, wie Stäheli vorschlägt, von einer »wahlverwandten theoretischen Geste« (Stäheli 2000: 7) sprechen. In *Abkehr von der Metaphysik*, von den »großen Erzählungen« der Meta-Narrative (>der Geschichte des Abendlandes«, »dem abendländischen Denken«, »der Natur des Menschen«), im *Rekurs auf die Sprache* und in der *Überschreitung des Subjekt-Paradigmas*, in der Überführung der Annahme eines – subjektiven – Bewusstseins als Urheber aller Dinge und weltkonstituierende Kraft in das *sprachtheoretische Paradigma der Zeichen* und in der *Ablehnung der Repräsentationsfunktion der Sprache* gründet das gemeinsame, den Strukturalismus überschreitende theoretische Programm (vgl. Frank 1984).<sup>14</sup> Das Repräsentationsmodell von Sprache wird kritisiert, weil es unterstellt, dass Gedanken, Vorstellungen und Dinge durch Zeichen, Symbole und Wörter *abgebildet* werden. Demgegenüber wird im französischen (Post-)Strukturalismus die Auffassung, Zeichen seien an vorgängige Referenten gekoppelt zugunsten einer nicht-sinnhaften, arbiträren Beziehung von Zeichen und bezeichnetem Gegenstand aufgegeben. Sinn konstituiert sich demnach durch Regeln des Gebrauchs von Sprache und durch Verweis von Zeichen aufeinander, nicht durch eine einfache Reflexion der Welt in der Sprache. Am Strukturbegriff zeigt sich die Überwindung eines allgemeinen Ordnungsprinzips (vgl. Stäheli 2000: 16f.). Der Gedanke einer offenen Struktur und eines nichtrepräsentationalen Zeichenbegriffs stellt die Frage nach dem Wesen von Geschichte, Mensch und Gesellschaft neu und anders.

Schließlich öffnet die Dekonstruktion den Blick dafür, dass Realität nicht ontologisch und fraglos gegeben, sondern »gemacht« wird und aufgrund konstruktivistischer Prozesse jederzeit

fragwürdig werden kann. So verweist Wirklichkeit aufgrund der Tatsache, dass »Worte stattfinden«, auf die »Existenz von Diskursen«, die in historische »Zwangssysteme« (Eribon 1991: 314, 1998: 244) eingebettet sind.

## Abkehr von der Metaphysik

Im Zentrum poststrukturalistischen Denkens steht die Abkehr von, ja mehr noch die Ablehnung *der* Metaphysik. Wurde bereits mit dem Strukturalismus das Ende der Metaphysik und der »großen Erzählung« eingeläutet, so vollzieht der Poststrukturalismus diese Bewegung vollends. Poststrukturalistisches Denken ist »nachmetaphysisches Denken« und damit zugleich »*ein Denken nach dem Strukturalismus*« (Frank 1984: 31). Aber »Poststrukturalismus« als nicht abgeschlossenes und abschließend zu beurteilendes Phänomen kann nicht nur als Denkrichtung *nach* dem Strukturalismus gelten. Insofern er einen *inneren* Zusammenhang mit diesem herstellt und zugleich kritisch an ihn anschließt, begründet er eine eigenständige philosophische Perspektive, aus der heraus er »den ihm vorausgegangenen ethnologisch-linguistischen Strukturalismus« radikalisiert und umstürzt« (ebd.: 32). Im Rückgriff auf Nietzsches Überwindung der Metaphysik erfolgt der Angriff auf ein Denken in Begriffen einer teleologischen Geschichtsauffassung, die den Begriff des Fortschritts in sich trägt und begründet sowie Vorstellungen von Totalität, Einheit, Homogenität, Abgeschlossenheit und Identität den Vorrang gibt. In der Untergrabung letzter, fraglos-gewisser Werte und eines letzten Sinns werden die grundlegenden Fundamente der klassischen *episteme* unterwandert. Damit wird Geschichte neu verhandelt: Ebenso wie der Glaube an den Triumphzug der Vernunft als Wunschgebilde verabschiedet wird, erweist sich die Suche nach dem historischen Ursprung nach dem Muster *back to the roots* als Geschichte eines Irrtums, womit zugleich der metaphysische Glauben an das Wesen und die Substanz der Dinge verabschiedet wird: »Wenn vom Wesen der Dinge die Rede ist, so ist dieses Wesen nachträglich auf die Dinge gestülpt worden« (Geiß 1993: 27). Weit davon entfernt, eine Suche nach dem Ursprung oder nach

den Wurzeln der Gegenwart zu sein, versetzt die genealogische Geschichtsschreibung alles in den Plural und entdeckt nicht etwa die Wurzeln der Identität, sondern die Vielzahl unterschiedlichster heterogener Systeme und Elemente, die den Menschen ausmachen (vgl. ebd.: 32).

An die Stelle teleologischer Fortschrittserzählungen und Rückführungen der Gegenwart auf evolutionären Fortschritt und anthropologische Wurzeln, treten die Zwischen- und Zufälle historischer Ereignisse. Das Kontinuitäts- und Identitätsbewusstsein weicht der diskontinuierlichen Abfolge begrenzt auftretender Diskurs- und Machtformationen und der Analyse von Sinn-Brüchen (vgl. Stäheli 2000). Die Auffassung von Geschichte als Manifestation einer sich in ihr verkörpernden Weltvernunft und als sinnvoll sich entfaltender, teleologisch ausgerichteter Prozess wird zugunsten der Offenheit und Unabgeschlossenheit von Geschichte aufgegeben.

Dort, wo der Eindruck der Abschließbarkeit und Abgeschlossenheit historischer Prozesse entsteht, tritt, als Folge der Offenheit und Historisierung des Strukturbegriffs, die Singularität von Geschichte(n), deren Einheit nicht durch eine historische Metaperspektive gestiftet wird. Von hier aus ergibt sich auch eine Herausforderung für die Kategorie des Sinns. Dieser wird nicht als Ursprung, als Einheit oder umfassende Totalität unterstellt; es geht nicht um Letztbegründungen von Geschichte, Mensch und Gesellschaft. Vielmehr geht es darum, Friktionen und Sinnbrüche zu rekonstruieren (vgl. Stäheli 2000). Sinn und Bedeutung konstituieren sich nicht durch Bezug auf ein – subjektives – Bewusstsein, sondern durch das relationale Gefüge von Zeichen.

## **Überschreitung des Subjekt-Paradigmas**

Damit ist aber auch das Subjekt nicht länger als Fundament letzter Gewissheiten und als zentraler archimedischer Punkt von Geschichte und Gesellschaft tragbar.

Das Schlüsselproblem ist nun das Problem des Subjekts und seiner – unbewussten – Genese: »Die Vorstellung, daß das Subjekt nicht die grundlegende und ursprüngliche Form ist, sondern

sich auf der Grundlage einer gewissen Anzahl von Prozessen bildet, die nicht dem Bereich der Subjektivität entstammen, sondern einem Bereich, der offensichtlich sehr schwer zu benennen und sichtbar zu machen ist, der aber grundlegender und ursprünglicher als das Subjekt selbst ist [...]. Das Subjekt hat eine Genese, das Subjekt ist nicht ursprünglich« (Foucault in: Eribon 1998: 251).

In der Ablehnung subjekt- und bewusstseinstheoretischer Auffassungen artikuliert sich die Skepsis gegenüber der Idee, dass das menschliche Subjekt Urheber und Schöpfer aller Dinge ist. Damit ist keineswegs die Abschaffung oder Verneinung des Subjekts überhaupt angesprochen. Vielmehr geht es darum, das Subjekt, wie auch den Körper und den Menschen, aus seinem »metaphysischen Gehäuse« (Butler 1995: 62) zu befreien und ihm seinen überhistorischen und einzigartigen Stellenwert zu nehmen. Die Historisierung des Denkens ist u.a. gegen die überhistorische Vernunft eines souveränen Subjekts gerichtet. Damit wird die Suprematie des Subjekts überhaupt infrage gestellt.

So entwickelt Foucault im Anschluss an die methodischen Leitvorstellungen des Strukturalismus den Gedanken von der Infragestellung und vom »Verschwinden des Subjekts«, das sich in die Strukturen »auflöst«, die es ermöglichen: »In dem Augenblick, in dem man sich darüber klar geworden ist, daß alle menschliche Erkenntnis, alles menschliche Leben [...] in Strukturen eingebettet ist, d.h. in eine formale Gesamtheit von Elementen, die beschreibbaren Relationen unterworfen sind, hört der Mensch sozusagen auf, das Subjekt seiner selbst zu sein, zugleich Subjekt und Objekt zu sein« (Foucault in Caruso 1978: 16). Dieser Gedanke ist an die Zersetzung der anthropologisch-humanistischen Struktur des Denkens gebunden, die sich auf die Vorrangstellung des Menschen und den Menschen als Subjekt seiner selbst stützt. Für das Ende einer Metaphysik des – anthropologisch gedachten – Subjekts ist, so Karl-Heinz Geiß, das Vorantreiben der Kritik der Aufklärung mit Friedrich Nietzsche (1844-1890) bis zu dem Punkt verantwortlich, an dem die Methode der Kritik den Standpunkt des wissenden Subjekts verlässt und sie gegen den einer Theorie des diskursiven Praxis austauscht (vgl. Geiß 1993; Bublitz 1998a: 214f.), ohne auf den aufklärerischen Impetus zu ver-

zichten.<sup>15</sup> Foucault greift in seiner Ablehnung des metaphysischen Konstrukts des Menschen auf die nietzscheanische Kritik am Subjektbegriff der Aufklärung zurück, in deren Gefolge mit der Rede von dem Menschen auch die Rede von dem Subjekt der Wahrheit, der Vernunft und dem Humanismus verschwindet (vgl. Geiß 1993: 21). Gegen die Auffassung der »Erzeugung des Menschen« in geschichtsmetaphysischen Begriffen, nämlich die Annahme, dass dieser Erzeugung eine feste Regel zugrunde liegt, und sie ein wesentliches, letztes Ziel vor Augen hat (vgl. Foucault 1996: 84), wird die Auffassung einer historisch konstruierten Subjektivität vertreten, die »wie ein Sandkorn im Getriebe der Geschichte des Menschen« erscheint und daher vergänglich ist. Die Metapher, »daß der Mensch verschwindet wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand« (Foucault 1971: 462), bezieht sich also auf die Historizität des Menschen, der sich, anstatt »zu sich selbst zu finden«, »vermittelt durch eine Operation, die das menschliche Subjekt auf ein Erkenntnisobjekt reduziert« (Foucault 1996: 84), in einer historischen Serie von Subjektivitäten begegnet. Damit grenzt Foucault sich von allen Spielarten des – marxistischen – Humanismus ab, die vom »eigentlichen Wesen« des Menschen ausgehen, von dem Klassengesellschaften und Ausbeutungssysteme sich entfremden. Was den Menschen statt dessen möglich macht, ist »ein Ensemble von Strukturen, die er zwar denken und beschreiben kann, deren Subjekt, deren souveränes Bewußtsein er jedoch nicht ist« (Foucault in Caruso 1978: 16). Die Unverfügbarkeit des Subjekts weicht unbewussten Strukturen, die das Subjekt als solches allererst in Kraft setzen. Ähnlich wie die Psychoanalyse Freuds wird damit die Souveränität und Rationalität des Subjekts, das bis dahin als »Herrscher im eigenen Haus« galt, untergraben. Dem Subjekt als Regenten seiner selbst wird gewissermaßen eine strukturalistisch informierte Kränkung zugefügt. An seine Stelle treten epistemische Strukturen, die sich als »positives Unbewusstes«, als Existenz eines gegebenen Wissens zu einer bestimmten Zeit, in einer bestimmten Gesellschaft ausweisen.

Eine wichtige Einsicht poststrukturalistischer Denkströmungen ist auch, dass es keine sprachunabhängige Gegenständlichkeit und Wirklichkeit gibt; das gilt auch für das Subjekt. Es ist

sich weder unmittelbar noch durch Selbstreflexion zugänglich, sondern nur mit Bezug auf sprachliche Äußerungen und deren Bedeutung. Mit dem *linguistic turn* verbindet sich die Überschreitung des Subjekt-Paradigmas (vgl. Frank 1984: 279f.). So fällt der Gedanke eines weltkonstituierenden und mit sich identischen Subjekts dem Gedanken einer systematisch unkontrollierbaren Sinnveränderung – der den Akzent auf die Differenz, auf die Vielfalt der Sprachspiele und der damit zugleich mitgemeinten Lebensstile setzt – zum Opfer. Seine Identität kann nur im Kontext seiner Einschreibung in diskursive Oberflächen erfasst werden. Ein vereinheitlichendes Prinzip, das die verschiedenen Praktiken des Subjekts ohne Brüche aufeinander bezieht und abstimmt, wird zugunsten eines heterogenen Ensembles von Subjektpositionen aufgegeben. Damit hat das selbstreflexive Subjekt als analytische Kategorie und seine fundierende Rolle in Geschichte und Gesellschaft abgedankt. Der Strukturalismus, der die Frage des Subjekts neu und anders stellt und sich in der »Dezentrierung des Subjekts« von einem Grundpostulat cartesianischen Denkens befreit, dient daher als Ausgangspunkt für die Dekonstruktion des souveränen Schöpfersubjekts.

Auf diese Weise gelingt nicht nur der Nachweis, »daß und wie das menschliche Bewußtsein durch unbewußte, strukturelle Regelzusammenhänge äußerlich determiniert wird« (Fink-Eitel 1994: 210). Analog der strukturalen Ethnologie (von Lévi-Strauss) erfolgt die Infragestellung des hybriden Geltungsanspruchs der abendländischen Kultur von ihrer Historizität her. Sie unterläuft die Stifterfunktion des erkennenden Subjekts und löst das Subjekt in die »subjektlos-anonymen Regelzusammenhänge unbewußt determinierender Strukturen auf« (ebd.: 212; vgl. Habermas 1985: 279f.).

Die Erfahrung der Sprache und die Möglichkeit »eines strengen Diskurses über die Struktur führt [...] zu einem negativen Diskurs über das Subjekt« (Foucault in Caruso 1978: 24). Den Gedanken vom »Verschwinden des Subjekts« kann Foucault durch die strukturalistische Annahme begründen, »das subjektive Erleben und Handeln unterstehe ganz den unbewussten Regelzusammenhängen der Strukturen« (Fink-Eitel 1994: 208). Fortan geht es darum, die reine Formalität unbewusster Strukturzu-

sammenhänge jenseits der subjektiven Erlebniswirklichkeit manifesten Sinns, wie sie sich im Paradigma des Strukturalismus artikuliert, als anonyme, ereignishaft Materialität dieses subjektiver Erlebniswirklichkeit zur Darstellung zu bringen (vgl. ebd.: 214). Dabei befreit Sprache sich zur Artikulation einer »leibhaften Endlichkeit, die sich nicht mehr zum unendlichen Grund ihrer selbst verdoppelt, um sich darin ihre unbegrenzte Souveränität vorzuspiegeln« (ebd.).

### **Verlust des Sekundärstatus der Sprache – Rekurs auf die Materialität der Sprache**

Der *linguistic turn* wird allgemein zur Umschreibung einer kulturwissenschaftlichen Orientierung, die auf die »Autonomie der Bedeutung« und die »Materialität der Sprache« abhebt, verwendet (Schöttler 1997: 142f.). Sprache und Schrift verlieren in dieser sprachtheoretischen Wende ihren Sekundärstatus. Sie fungieren nicht als neutrales Abbildungswerkzeug einer an sich sinnhaften Realität, als Zeichensystem, mit dem einer vorhandenen, realen Welt symbolisch Ausdruck verliehen wird. Entgegen traditioneller Abbildkonzepte zeigt sich vielmehr, dass es keinen unmittelbaren Zugang zur Wirklichkeit, zum Realen gibt und dass »Repräsentation« immer schon auf produktive und wirkmächtige Potenziale der Zeichen verweist. Das bedeutet: Repräsentationen sind nicht einfach Darstellungen von etwas Wirklichem, bereits vor der Bezeichnung Gegebenem. Sie verweisen vielmehr auf Komplexe der Realitätskonstruktion, in denen sich nicht nur Vorstellungen, Bilder und Kodierungskonventionen verkörpern, sondern in denen in der Bedeutung bereits ein mehr oder weniger willkürliches Konstrukt seinen Ausdruck findet. Das Spektrum der Repräsentation reicht damit von darstellender Verkörperung bis zur dinglichen Realisierung. Der reale Gegenstand wäre dann lediglich ein Attribut der Repräsentation.

So bezeichnen Begriffe, wie »Mann« oder »Frau«, »Hetero« oder »Homosexuelle«, »Ausländer«, »Asylant« oder »Fremde«, nicht etwas Reales, eine gegebene, vordiskursive Wirklichkeit, etwas, das in Wirklichkeit vorkommt und sprachlich abgebildet wird,

sondern sie konstruieren erst das, was sie benennen, nämlich geschlechtlich konnotierte Subjekte, Bevölkerungsgruppen, die qua Bezeichnung stigmatisiert und ausgegrenzt werden, Individuen als semantische Komplexe, die durch eine klassifikatorische gesellschaftliche Praxis gegeneinander abgegrenzt und in eine Gesamtpopulation eingeordnet werden. Daran wird unmittelbar sinnfällig: Zeichenordnungen bringen aufgrund ihrer konventionellen Verankerung und performativen Artikulation symbolisch, sprachlich und diskursiv das hervor, was sie symbolisieren oder ›bezeichnen‹. An die Stelle der abbildenden Repräsentationsfunktion von Sprache tritt die konstruktive Herstellung von Realitäten durch ein geordnetes Zeichensystem. Der Signifikant, das Bezeichnende bzw. Bedeutende, fungiert zugleich als Signifikat, als vorgestellter und bezeichneter Gegenstand; dieser ist unweigerlich in das Spiel aufeinander verweisender Bezeichnungen, der Signifikanten, einbezogen. Damit verschwindet die Differenz von Bezeichnetem und Bezeichnendem.

Zeichensysteme wie Sprache, Schrift, Diskurs sind nicht in einer vorgängigen Ordnung der Dinge begründet, sondern bringen eine Ordnung der Dinge erst hervor. Das Signifikat, das immer eine materielle Form annimmt und das durch die Bezeichnung eine soziale und subjektive Bedeutung erhält, wird im Vorgang der Bezeichnung durch den Signifikant als ›bedeutender‹ Gegenstand, als Träger von Bedeutung, erst hervorgebracht; er ist dem Bezeichnungsvorgang also nicht vorgängig. Diskurs und Sprache sind Elemente einer Zeichenordnung, die das, was sie mit Worten ›sagen‹, zugleich im Akt der Benennung als materiale – und soziale – Gegenstände hervorbringen, ihnen also zugleich Realitätscharakter verleihen. Damit wird die relationale Beziehung der Dinge als Referenten der Zeichen und der Wörter oder Symbole als Bezeichnungsmedien zugunsten eines konstitutiven ›Schöpfungsvorgangs‹ aufgelöst. Signifikationsvorgänge sind als solche dann Konstitutionsprozesse von Wirklichkeit, von Realem.

Im Rekurs auf die Materialität der Sprache konstituieren Zeichenordnungen eine eigene Objektivität und Materialität. Ihre materialisierende Wirkung besteht darin, dass den durch sie generierten Gegenständen, Materialitäten und Subjektivitäten soziale Existenz verliehen wird. Sie sind, wie Sprachen, objektive Ge-



gegebenheiten. Sprache gerät zum Medium einer Machtordnung, die über die Verleihung eines Realitätsstatus hinaus sowohl den Platz als auch die Bedeutung und Zugehörigkeit der Dinge und Menschen in der Welt definiert und markiert. Prozesse der Bedeutungsproduktion sind damit zugleich Produktionsweisen sozialer Individuen, Gruppen, Positionen und Werte. Sie konstituieren und verschieben Machtverhältnisse und sind als solche umkämpft. Es ist ein Kampf um das Vorrecht auf legitime Klassifizierung und Gliederung der soziokulturellen Welt. Insofern ist mit der Repräsentationsfunktion und der Materialität von Sprache eine Auseinandersetzung um das Repräsentierte oder implizit Nicht-Repräsentierte, also die wirksamen Einschließungen und Ausschlüsse verbunden, womit zugleich in den Blick kommt, dass symbolische Ordnungen der Repräsentation einer ständigen Verschiebung unterliegen. Es sind keine geschlossenen Systeme, sondern offene, historisch kontingente und variable Strukturen, die der Veränderung unterliegen.

## **Öffnung und Historisierung der Struktur**

Die kritische Absetzbewegung des Poststrukturalismus vom Strukturalismus vollzieht sich mithin am Leitfaden der Öffnung des Strukturbegriffs. Ausdrücklich wird die Unterstellung eines allgemeinen (Ordnungs-)Prinzips von Geschichte und Gesellschaft zurückgewiesen. Im Fokus der Öffnung des Strukturbegriffs steht die Dezentrierung und Historisierung der Struktur (vgl. Stäheli 2000: 16f.). Dabei wird dem unhistorischen Strukturbegriff gewissermaßen das universalistische und invariante Fundament entzogen.

Die Struktur erscheint nicht als zentralisierende Einheit oder Substanz, sondern als Verweisungszusammenhang. Es gibt keine organisierende Einheit, keinen originären Bauplan – im Sinne eines quasi-transzendentalen Prinzips –, die ihren Aufbau regelt und bestimmt. Vielmehr lässt die Offenheit und Heterogenität der Struktur verschiedene Einschreibungen zu. Strukturen besitzen also kein organisierendes Zentrum. Es ist diese De-Zentrierung der Struktur, ihre Historizität und mit ihr das Eindringen

der identitätszerstörenden Macht der Geschichtlichkeit ins Innere der Struktur, die die Grenzen des Strukturalismus in Richtung Poststrukturalismus aufsprengt und überschreitet. Die Auffassung, dass es die Idee eines zentrierenden Prinzips, die Zeitlosigkeit eines strukturierenden Prinzips – von Geschichte und Gesellschaft – nicht gibt, führt zu der Annahme, dass die Macht der Geschichte nicht nur darin besteht, Verschiebungen und Transformationen zu produzieren, sondern die Struktur selbst in ihrer Form zu zersetzen. Gegen die Vorstellung eines Prinzips oder einer Abgeschlossenheit der Struktur wird der Verweischarakter der Elemente, der Signifikanten ins Spiel gebracht; der Mangel an Einheit und Zentralität der Struktur wird durch die ›Erfindung‹, durch die – willkürliche – Konstruktion von Sinn ersetzt; die Fäden der Struktur werden nur durch einen – endlichen – Verweisungszusammenhang von oppositionellen Elementen und Werten zusammengehalten. In der sprachlichen Artikulation zeigen sich Gliederungen und Ordnungsprinzipien, die den Gegenstand »von allen anderen erkennbaren Dingen unterscheiden« (Frank 1984: 44) und sich des Gegenstands auf spezifische Weise bemächtigen und ihn konstituieren.

Die Idee der Artikulation, wie sie von Ferdinand de Saussure (1857-1913) formuliert wurde, besagt, dass Sinn sich sprachlich artikuliert und zwar nicht durch ein sprachlich vorgegebenes Bedeutungssystem, nicht als etwas naturwüchsig Vorhandenes, sondern als Effekt von oppositiven Unterscheidungen. Die Bedeutung, der Wert eines Ausdrucks ergibt sich demnach aus dem, was ein Ausdruck von einem anderen unterscheidet. Die Strukturalität von Zeichenunterscheidungen ist also nicht länger an ein geschlossenes System (von Zeichen und Sprache) gebunden. Sie öffnet sich einer Vielfalt von Bedeutungen. Die Frage, wie die Vielfalt an Bedeutungen gebändigt werden kann, verweist auf die Arbitrarität der Zeichen. Sie sind nicht bloße Be-Zeichnungen von Ideen oder gar Sachen, also Repräsentationen oder Abbildungen einer bereits bestehenden Wirklichkeit und haben also insofern auch keine feststehende Bedeutung. Zeichen verweisen vielmehr auf gesellschaftliche Zeichensysteme, Konventionen und die in sie eingeschriebene Bedeutung. »Zeichensysteme, seien sie sprachlicher oder nichtsprachlicher Art, sind deshalb stets

soziale Gebilde, die den sozialen Gebrauch regulieren« (Stäheli 2000: 18). Sinn und Bedeutung sind in soziale Regelsysteme und soziale Kodes eingeschrieben.

Die Einschreibung eines Weltbilds in eine sprachliche Ordnung wiederholt sich mit jeder Äußerung, mit jeder Bezeichnung, wie diese umgekehrt bereits auf ein Referenzsystem rekurriert, das der Bezeichnung ihren Stellenwert gibt. Die Struktur verfügt über kein stabiles, in sich geschlossenes Fundament (mehr), das dem Spiel der Differenzen enthoben wäre. Vielmehr bedarf es nun der ständigen Wiederholung, um – eine immer gefährdete – Stabilität zu erreichen. Gleichwohl ist eine völlig identische Wiederholung nicht möglich; in sie ist die Abweichung und damit die Veränderung der Strukturalität der Zeichenordnung bereits eingeschrieben.<sup>16</sup>

Dabei verändert sich auch der Status der Repräsentation: Sie wird selbst zu einer diskursiven Praktik, die an der Herstellung des von ihr Repräsentierten mitwirkt.

Sprache erscheint so als System von Differenzen, in dem die einzelnen Elemente erst durch ihre Stellung in einem Beziehungsgeflecht ihre Bedeutung erhalten. Die Dinge werden, wie Subjekte und Körper, Geschichte und Gesellschaft, sprachlich hervorgebracht. Durch Zeichen erhalten sie Bedeutung und Realitätsstatus; ohne eine sprachliche Ordnung sind sie nicht zugänglich.

